

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 65 (2000)
Heft: 1-2

Artikel: Die Region Basel im blauen Dunst : Beitrag zu einer Regionalgeschichte des Genusses
Autor: Wunderlin, Dominik
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860167>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dominik Wunderlin

Die Region Basel im blauen Dunst

Beitrag zu einer Regionalgeschichte des Genusses

Christoph Columbus trifft keine Schuld: Nicht durch ihn, sondern durch andere Reisende kam die Kenntnis der Tabakpflanze und deren Verwendung nach Europa, so etwa durch das 1497 verfasste Werk «De insularium ritibus» (Über die Bräuche der Insulaner) des spanischen Eremitenmönches Ramon Pane und dann vor allem durch die 1535 in Sevilla veröffentlichte «Historia general de las Indias» von Gonzalo Fernández de Oviedo



Tabakfeld im Broyetal. (Foto: D. Wunderlin, 1999)

y Valdés.¹ Nicht mit Sicherheit bekannt ist, wer als erster Tabaksamen in Europa einführte. So brachte 1556 auch ein gewisser Mönch André Thevet Tabaksamen von Brasilien nach Frankreich, doch die Pflanze wurde dort nicht durch ihn, sondern durch den damaligen französischen Gesandten am portugiesischen Hof, Jean Nicot, bekannt. Dieser schickte 1560 die Tabakpflanze an den französischen Hof und er vergaß auch nicht, im Begleitschreiben an Katharina von Medici zu schildern, wie die Pflanze angebaut und verwendet werden kann. Er pries die Wunderkraft der Pflanze, die alle Wunden, Geschwüre und andere Übel des menschlichen Körpers zu heilen vermöge. Nach Jean Nicot wurde die Pflanze hernach NICOTIANA und das darin enthaltene Alkaloid *Nikotin* genannt.²

Dieser Stoff, toxikologisch ein Nervengift, verursacht wohl bei jedem, der die ersten Rauchversuche macht, jene unlustvollen Wirkungen wie Schwindelgefühl, Übelkeit und Schweißausbrüche. Solche negativen Erlebnisse, die eigentlich vor jedem weiteren Tabakrauchen abhalten könnten, stehen interesserweise auch am Anfang einer schweizerischen Tabakgeschichte.

Schweizer Forscher befassen sich mit der Tabakpflanze

1565, also nur fünf Jahre nach Jean Nicots Sendung nach Paris, setzte sich der

Zürcher Universalgelehrte Conrad Gessner (1516–1565) als erster Schweizer mit dem Tabakkraut auseinander. Er untersuchte die Pflanze, von der er über einen Memminger Kollegen vom Augsburger Stadtphysicus Adolf Occo, Samen und Blätter zur Bestimmung zugeschickt bekam; Occo seinerseits hatte die Proben von einem französischen Bekannten erhalten.

Der Zürcher Polyhistor Gessner nun notierte nach seinem Selbstversuch: «*Die Samen erzeugten mir keine Hitze, obwohl ich sie lange und oft kaute ... [Es] erfassste mich Schwindel, vielleicht ist die Ursache aber nur mein Alter.*» Er gab auch einem Hund von den Blättern zu essen und stellte fest, dass sich dieser kurz nach ihrem Genuss erbrach. Dank der Zeichnung des Berner Theologen Benedictus Aretius (eigentl. Marti; 1505–1574), der eine Tabakpflanze selbstgezogen hatte, bestimmte er die Sendung als das in Frankreich nun bereits «Nicotiana» genannte Gewächs. Sie sei, wie Gessner nachher seinem Basler Freund Theodor Zwinger (1533–1588) schilderte, «*eine elegante Blume, ähnlich einer Winde oder Glockenblume von Purpurfarbe*».

Im Garten des Berners Aretius dürfte wohl um 1565 der erste Tabak auf Schweizer Boden gewachsen sein. Bald danach wurde er auch anderwärts als Zier- und Medizinalpflanze ausgesät.

Von ihrer Verwendung als Genussmittel – trotz einschlägigen Berichten aus der Neuen Welt – gibt es für Mitteleuropa und für die 2. Hälfte des 16. Jhs. keine konkreten Hinweise, zumal eine 1579 erschienene Beschreibung des Zürcher Arztes Anton Schneeberger über die wahrgenommenen Wirkungen des Zigar-

renrauchens bei Matthias de Lobel (Antwerpen 1576) abgeschrieben wurde:

«Heutzutage sieht man beinahe alle Seeleute, die aus Indien oder Portugal zurückkehren, kleine Trichter aus Palmblätter oder Stroh verfertigt, im Munde führen, an deren äusserster Seite zusammengerollte, zerschnittene und getrocknete Tabakblätter hineingesteckt sind («folia Nicotiniae»). Diese zünden sie mit Feuer an und saugen mit offenstehendem Mund durch Einatmen den Rauch soviel sie können, ein. Dabei behaupten sie, dass dies Hunger und Durst beschwichtige, die Kräfte wieder herstelle und den Geist erheitere. Sie versichern öfters, dass es das Gehirn mit angenehmer Trunkenheit zur Ruhe bringe. Nicht etwa schnell macht dieser Rausch trunken noch verwirrt er durch Frösteln sondern er erfüllt durch gewisse äusserst wohlriechende Dämpfe die Gehirngänge.» (Edelstein Amethyst, 1579).³

Pfeifenraucher hinterlassen Spuren

Nicht nur auf Grund erhalten gebliebener Realien (wie z.B. die in archäologischen Grabungen geborgenen Tonpfeifen) ist gesichert, dass der zwischen 1600 und 1650 aufkommende Tabakgenuss zu meist mit einer Pfeife erfolgte, die zunächst aus England kamen, wo es um 1600 bereits mehrere ‹Ehrenwerte Vereinigungen der Pfeifenmacher und Tabakmischer› gab.



Pfeifenraucher in einer Darstellung aus J. Ziegler, Zürich 1616.

Früheste Schweizer Darstellungen von Pfeifendrauchern verdanken wir der medizinischen Abhandlung des Zürchers Jacob Ziegler (1616) und dem Menzinger'schen Stammbuch aus Basel (um 1620).⁴ Die ältesten datierten Pfeifenfunde (Reischacherhof am Basler Münsterplatz) reichen ins Jahr 1650 zurück, aber eventuell noch in die erste Hälfte des 17. Jhs. (Rne. Pfeffingen BL, Pfeife aus dem holländischen Hoorn; Augst BL, Pfeife aus Frankental, nördl. Oberrhein).⁵ Ein Blick in bestehende Fundkataloge lässt den Schluss zu, dass die Mehrheit der im späteren 17. und durch das 18. Jh. in der Schweiz gerauchten Tonpfeifen aus dem Gebiet um Mannheim, aus Frankenthal und aus dem Westerwald stammte. Nur im damals vorderösterreichischen Fricktal wurden Pfeifen österreichischer Provenienz verwendet und stammten wohl hauptsächlich von österreichischen Soldaten.

Das Aufkommen des Tabakrauchens in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts steht ganz eng in Verbindung mit dem grossen Krieg, unter dem Europa zwischen 1618 und 1648 litt und der zeitweise auch das Fricktal und das fürst-bischöflich-baslerische Gebiet (so das Birseck und Laufental) heimsuchte: Die im Dreissigjährigen Krieg engagierten Soldaten sorgten für eine Verbreitung des Tabaks. Es ist nicht auszuschliessen, dass man gerade wegen der übeln Soldateska als Urheberin der Verbreitung des Tabaks das Rauchen als schlimmes Laster und deshalb verdammenswert hielt.

Pfarrherrliche Bedenken und obrigkeitliche Mandate

Das «*Fümiren und Tabakräuen*», das auch hierzulande sehr bald in Stadt und

Land, ja selbst in entlegenen Bergtälern und auf Alpen betrieben wurde, veranlasste die Obrigkeit bald nach 1650 zum Einschreiten gegen das «*sehr nachteilige und wohltentbehrliche Dings*». Die in den Verbots und Mandaten angeführten Motive reichten von der Furcht vor Feuersbrünsten über medizinische Bedenken bis zu volkswirtschaftliche Erwägungen.

Es war eine Zeit sehr grosser Verarmung der Bevölkerung und so wurden viele Verbote damit begründet, dass durch die Tabakeinfuhr viel des in der Schweiz so raren Geldes ins Ausland wandere. Die Geistlichkeit ihrerseits klagte, dass Christenleute «*ihren Mund zum Rauchfang des Satans machen*» und ein Basler Landpfarrer meinte sogar, wenn er Mäuler sehe, die Tabak rauchen, so sei es ihm, als sähe er ebensoviele Kamine der Hölle.⁶ In schärfster Formulierung verlieh auch der Elsässer Hans Michel Moscherosch seinen religiösen Bedenken Gestalt, wenn er in seinem «*Philander von Sittewald*» vor dem Tabak warnt: Durch das Unkraut sauge man die höllische Feueressenz in sich hinein, und der Rauch, den die Tabakbrüder und -schwestern wieder von sich blasen, sei das untrügliche Zeichen der Verdammnis!

Nicht in so scharfen Worten waren die Verbote der politischen Behörden abgefasst.

1670 erliess die Eidgenössische Tagsatzung in Baden einen gemeinsamen Abschied, der den Genuss des Tabaks in allen eidgenössischen Orten untersagte. Es kam auch zu einem Konkordat zwischen Bern, Zürich, Luzern, Unterwalden, Freiburg und Solothurn, das «*zur würklichen Abhaltung des sched- und verderblichen Tabakräukens*» dienen sollte. Bern setzte

sogar ein Tabakgericht ein, die «Chambre du tabac». Es bemühte sich um die Einhaltung des strengen Verbotes des Berner Rates, welche das Tabakrauchen bei der Einteilung der Verbrechen nach den Zehn Geboten mit dem Ehebruch in eine Reihe stellte. Vielleicht hat man gemeint, dass der Ehefrau durch den Tabakqualm das Zusammenleben mit dem rauchenden Ehegatten erschwert werde, oder dass der Tabak die männliche Kraft schwäche! Interessant: Später wandelte sich das Tabakgericht zu einer Kontrollstelle für die Einhaltung der Qualität beim landeseigenen Tabak! In ihrem Erlass von 1723 gibt die Regierung von Bern resignierend bekannt, dass das Verbot des Tabakkonsums nichts gefruchtet habe, dass der Genuss im Gegenteil bei der Bevölkerung jeden Standes unaufhörlich zunehme.

Es sei zwischen hinein angemerkt, dass die Verbote jeweils nur den Tabakgenuss betroffen hatten, denn das Ansehen des Krautes als Heilmittel war unangefochten. In sprudelnder Fülle finden wir alte Gebrauchsanweisungen und Rezepte. Allgemein schrieb man dem Tabak lösende Kraft zu und erwartete von ihm eine reinigende Wirkung auf das Gehirn und den Magen. In dem 1744 in neuer Auflage erschienenen *Theatrum botanicum* des Theodor Zwinger (1658–1724) widmet der ebenfalls als Gelehrter und als Herausgeber tätige Sohn Friedrich Zwinger (1707–1776) nicht weniger als sechs grosse Druckseiten der medizinischen Verwendung des Tabaks und erläutert und erhärtet in zahlreichen Beispielen dessen heilende Wirkung an der ganzen Skala menschlicher Schäden und Gebrechen von der Darmverstopfung bis zur furchtbaren Syphilis. Noch im 19. Jahrhundert wird das Rauchen auf nüchternen Magen als Volksheilmittel gegen Darm-

träigkeit genannt und nach einer schweizerischen Überlieferung des frühen 20. Jahrhunderts soll das Rauchen gegen Gernickstarre gut sein. Während hier wohl schlicht Tabak als *«Arznei»* diente, wurden früher oft aufwendige Rezepturen empfohlen. Ein recht kurioses Rezept für Leute, die den Tabak allein nicht vertrugen, hat der Historiker Paul Koelner in einem alten Basler Kräuterbuch gefunden:

Nimm Calmus, Galgantwurz jedes 1 Loth, Nelken 2 Scrupel,⁷ Lavendel, rote Rosen, Nelkenblumen, Muskatblüte, Rosmarin, Majoran, Lorbeerblätter jedes einen Scrupel, Indianischen Tabak 1 Loth, Corriander, Cubeben, Cardamönlein jedes einen Scrupel, Weihrauch, Mastix, Styrax calamit, Benzoin, weissen Agstein, Ladamum jedes 2 Scrupel, gelben Santal, Rosenholz, Zimmrinden jedes ein Quintlein, endlich Bisam 2 Gran. Alles zusammengehackt, in eine Prise eingefüllt und angezündet, gibt einen überaus lieblichen Rauch, welcher nicht allein dem Haupt trefflichen Nutzen bringt, sondern auch das ganze Zimmer anstatt eines Rauchwerkes wohlriechend macht.

Empfohlen wurde die Mischung übrigens zum Trocknen des feuchten Gehirns und zur Erwärmung eines kalten Hauptes.

Als Heilmittel ging der Tabak so ungehindert durch die Lande und war darum vielerorts nur in Apotheken auf ärztliche Verordnung zu haben, wobei eine Heilung oft durch die mannigfache Verwendung der Tabakblätter selbst und nicht durch das Rauchen derselben indiziert war. In freilich gemässigter Form hatte notabene auch der grosse Basler Botaniker Caspar Bauhin (1560–1624) in dem von ihm neu bearbeiteten Kräuterbuch des Jakob Theodor Tabernaemontanus eine abweisende Stellung dem Tabak als Genussmittel eingenommen. Während also der Tabak, dank dem Freibrief medizinischer Autoritäten offiziell in ungehinderter Benutzung stand (Hintertüre),

bemühte man sich anderseits, den Tabakgebrauch aus purem Genuss durch alle möglichen Einschränkungen zu hemmen.

Verbote werden gelockert

Ab etwa 1700 kam es doch allmählich zu Lockerungen des Tabakverbotes: Das Rauchen war nicht mehr rundweg verboten, man musste nur noch grösste Vorsicht walten lassen. Diese Vorschriften galten auch für die Männer auf den zürcherischen Hochwachten. Sie wurden z.B. angewiesen, «*mit dem Tabaktrinken bescheidenlich*» umzugehen. Was indes «bescheiden» oder «mässig» im Verständnis noch des späten 18. Jahrhunderts hiess, mag dieser Vierzeiler von 1783 illustrieren:

«Drum hüte man sich auszuschweifen
Und thu der Sache nicht zu viel;
Drey oder auch vier kleine Pfeifen
Sey täglich das bestimmte Ziel.»

Bei Busse verboten war aber z.B. in Zürich das Rauchen weiterhin an feuergefährlichen Orten und in der Öffentlichkeit. Dies schloss aber auch die Zunft- und Gesellschaftshäuser, Wirts- und Trinkstuben ein. Noch 1718 und 1722 war das Rauchen auch auf dem Kirchgang bei zwei Pfund Busse untersagt und 1730 stand das Tabakkauen während des Gottesdienstes weiterhin unter Strafe. In den Zürcher Mandaten von 1755 und 1756 ist nochmals vom Rauchen die Rede, denn die letzten Mandate des 18. Jahrhunderts (von 1779, 1785 und 1790) enthalten darüber keine Angaben mehr. Das will aber nicht heissen, dass die früher erlassenen Verbote aufgehoben worden wären. Die Obrigkeit ging vielmehr von der (etwas naiven) Voraussetzung aus, dass einmal Angeordnetes so lang gültig sei, bis es ausdrücklich wider-

rufen wurde. Doch die Verbote wurden tatsächlich nie ausdrücklich aufgehoben, verschwanden aber mit dem Ende des Ancien régime (also um 1798).

Angesichts der allgemeinen Entwicklung des Tabakkonsums schon fast als Anachronismus zu bezeichnen, aber aus heutiger Perspektive durchaus bemerkenswert ist, dass noch 1849 ein Gesetz im Kanton Wallis allen Menschen unter 22 Jahren bei Geld, im Wiederholungsfalle bei Freiheitsstrafe, das Tabakrauchen untersagte. Um 1900 wollte der Staat in aller Deutlichkeit darauf aufmerksam machen, dass dieses Verbot weiter Gültigkeit habe, doch man sah rasch die Undurchführbarkeit ein, weil das Rauchen mittlerweile allgemein geworden war.

Das liberalere Basel erkennt die ökonomischen Vorteile

Sehr früh eine liberalere Haltung nahm Basel ein, wo jedoch nach 1850 das Rauchen auf der (hölzernen) Rheinbrücke noch immer verboten war. Der älteste Basler Raucher, den wir urkundlich und mit Namen fassen können, ist nicht irgend ein beliebiger Mann von der Strasse, sondern der damals erste Diener des Staates: Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein (1594–1666), der sich bei den Westfälischen Friedensverhandlungen (1646–48) gegenüber dem Herzog von Longueville als Raucher bekannte. In einem Brief Wettsteins an seinen Freund Nikolaus Rippel schilderte er die Begegnung mit dem Herzog und gestand, dass der auf feinste Kultur gestimmte Franzose «*dem Gestank eben gar nicht gewogen war*».

Bereits im Jahr 1677, also rund 100 Jahre früher als in Zürich, verschwanden in Ba-

sel die allgemeinen Rauchverbote und bereits seit 1671 erwiesen sich die Basler Gesandten auf der eidgenössischen Tagsatzung als eifrige Verteidiger der Tabakfabrikation. In handelspolitischen Überlegungen der Kaufmannsstadt ist denn auch die frühe tabakfreundliche Haltung begründet. In der Tat entwickelte sich ab dem späteren 17. Jhd. in Basel ein bedeutender Tabakhandel, aus dem später auch eine Tabakverarbeitung hervwuchs.

Anno 1643 war aber offensichtlich der Moment noch nicht da: In diesem Jahr wurde nämlich ein ‹Tabakmacher› Mongin Piergot aus dem lothringischen Dammartin abgewiesen. Sein Gesuch um Aufnahme ins Basler Bürgerrecht wurde vom Rat mit der Begründung verweigert: «*weil man dieses Handwerks allhie ganz nicht bedürfe*».

Aber nur wenige Jahrzehnte später erkannte das kaufmännische Basel den wirtschaftlichen und fiskalischen Nutzen, den die Tabakbranche bringen könnte.

Etwa ein halbes Jahrhundert früher als im Broyetal (FR/VD), nämlich ab 1682, fanden sich zunächst in Kleinhüningen grössere Tabakkulturen. Initiant des Unternehmens war der Strassburger Tabakmacher Friedrich Zornser, der auf gepachtetem Land ein Pflanzung von mehr als vier Jucharten (1 J = 36 a) betrieb, zu der zwei Jahre dannach weitere dreizehn, an drei Bauern verdingte Jucharten kamen. Aufgemuntert durch Zornser folgten seinem Beispiel auf eigene Rechnung etliche einheimische Kleinhünninger, unter ihnen die unternehmensfreudige Wirtin zum ‹Neuen Haus›. Zu jener Zeit fanden sich nachweisbar auch in anderen Basler Landvogteien Tabakfelder, so um Sissach und in Wittinsburg, wo wir als

Tabakpflanzer einen Hans Thommen namhaft machen können.

Die frostempfindliche Pflanze liebt einen fetten und gut gedüngten Boden und muss häufig begossen werden. Die ersten Tabakbauern hierzulande pflegten das spanische Verfahren bei der Verarbeitung. Man stellte aus den im Sommer abgeschnittenen Schössen und Blumenknospen einen Sud her, zu welchem man schweren Wein, möglichst besten Malvasier, Anis, Ingwer und Kochsalz verwendete. Mit dieser Flüssigkeit wurden die abgeernteten Blätter gebeizt und hernach aufgefädelt an der Luft getrocknet. Im Sommer 1703 ersuchte beispielsweise ein gewisser Jourdain aus Gross-Hüningen beim Basler Rat um die Erlaubnis, in Kleinhüningen einen 12 Klafter langen und 6 Klafter breiten Schopf mit Stangen und Stüden bauen zu dürfen, um darin seinen bei Neudorf gepflanzten Tabak trocknen zu können. Nach dem vollständigen Trocknungsprozess wurden die Blätter bundweise gewalkt und so in den Grosshandel gebracht.

Ein abweichendes, vereinfachtes Verarbeitungsverfahren fand seit dem Ende des 17. Jahrhunderts auch in Basel Eingang. Man befeuchtete die bereits getrockneten und entrippten Tabakblätter mit Tabakbrühe und drehte und spann die ineinandergelegten Blätter zu fingerdicken, ellenlangen Würsten, die vierundzwanzig Stunden in die Beize kamen. Darauf wurden die noch feuchten Tabakwürste zu Rollen von einem bis 2 Pfund aufgewickelt und in Kistchen eingepackt. Sie kamen so als gebrauchsfertiges Kaufmannsgut in den Handel.

Eine grosse Bedeutung erlangte in der Basler Landschaft der Tabakanbau nie. Für die Obrigkeit sicherte ja auch der

überseeische Tabak und die aus Pfalz und aus der Strassburger Gegend eingeführten Tabake dank den Zollgebühren eine reicher fliessende Einnahmequelle als die spärliche Eigenproduktion, welche auch qualitativ oft etwas zu wünschen liess.

Es ist in diesem Zusammenhang interessant, wie sich die Handelsstadt Basel damit in direkten Gegensatz zu Bern stellte, das zur gleichen Zeit durch ein Monopol allen fremden Tabak von seinem Staat fern hielt und zur Deckung des Eigenbedarfes die Untertanen eigentlich zum Tabakpflanzen zwang. Um 1720 begann Bern mit der Abgabe von Tabaksamen und Anleitungen über den Tabakanbau an die Bevölkerung und begründete damit jene Tabakproduktion im Waadtland und im Broyetal, die heute in bescheidenem Masse noch existiert und deren Erzeugnis landläufig als «Murtechabis» bezeichnet wird.

Tabakhandel und Rauchkämmerlein

Der importierte und einheimische Tabak wurde zu Rauchtabak (Pfeifentabak), Schnupftabak und Kautabak verarbeitet. Diese drei Verwendungsformen blieben durch das ganze 18. Jhd. hindurch in der ganzen Schweiz üblich.

Basel war damals auf dem Gebiete der heutigen Schweiz das eigentliche Zentrum des Tabakhandels und der Tabakmanufaktur. Der Tabakverarbeitung standen mangels älterer zünftischer Vorrechte keine Hindernisse im Wege, das Gewerbe konnte somit als freie Kunst von jedermann fabrikmässig betrieben werden. Die ersten Vertreter waren hauptsächlich Neubürger, die allerdings teilweise stark gegen die neidischen und

oft fremdenfeindlichen Zunftangehörigen zu kämpfen hatten.

Schwieriger war die Situation dann beim Tabakhandel, wo sich zünftische Vorechte gegenseitig den Rang streitig machten. Hier waren die Spezierer, dort die Gärtner, welche auf den Tabakhandel Anspruch erhoben. Ruhe kehrte erst ein, als man 1729 den Gärtnern den Vertrieb des einheimischen Tabaks überliess.

Eine merkwürdige Sache und für die Spezierer gefährliche Situation entstand ab 1697, als der Markgraf von Baden-Durlach mit drei Basler Händlern eine «Admodiation» des Inhalts abschloss, dass per Vertrag die badischen Untertanen nur Tabak bei diesen drei Händlern kaufen durften – sei es in Basel selbst oder im Badischen. Dieses Alleinverkaufsrecht galt zunächst für zehn Jahre, musste aber auf Druck des Basler Rates, der seinerseits von den Zunftoberen dazu aufgefordert wurde, rasch wieder aufgelöst werden. Solche Versuche mit Admodiationen, welche dem Markgrafen und den beteiligten Tabakhändlern finanzielle Vorteile gebracht hätten, wurden um 1720 und 1750 nochmals versucht, aber sind jeweils gescheitert.

Dank den Verhandlungen der verschiedenen Tabakadmodiationen sind wir über die ländlichen Konsumenten gut informiert. Da treten uns Angehörige der unteren Volksschichten, Bauern, Fuhrleute und die Handwerker der badischen Nachbarschaft entgegen. Um anderseits den baselstädtischen Raucher kennen zu lernen, müssen wir einen Blick in die «Kämmerlin» oder «Tabakien» werfen. Ihre Entstehung reicht wie anderswo auch in Basel in jene Zeit zurück, wo das Rauen auf Zunftstuben und in Gesellschaftshäusern noch nicht gestattet war



Meerschaum-Zigarrenspitz mit Bernsteinmundstück. Österreich, 19. Jh. (Exponat in der Tabak-Ausstellung im Museum der Kulturen Basel; Foto: Peter Horner)

und man sich deshalb in Privathäusern einmietete, wo man in geschlossener Gesellschaft rauchte. Die Sitte blieb auch nach der Aufhebung der Rauchverbote bestehen, doch wurden nun Zunftlokale Sitz solcher Rauchveranstaltungen. Erwähnt seien etwa die Bärenzunft (Zunft zu Hausgenossen), wo sich 1786 eine «Toback-Kämmerlins-Societät» bildete, und die Spinnwettern an der Schiffslände, wo sich 1805 «Schärerenkämmerlein» und das «Blumenplatzkämmerlein» vereinigten.

Laut Koelner waren die «Kämmerlein» im allgemeinen harmlose Kreise, in denen ältere Bürger abends bei Tabak und Wein oder Tee einen Zirkel hielten, am grünen

Tisch dem Spiele huldigten, den neuesten Stadtklatsch herumboteten und etwa auch politische Gespräche führten. Ab und zu mochte auch ein Poet ein schwulstiges Gelegenheitsgedicht zum Besten geben. Auch das nachfolgende Loblied dürfte aus einem Kämmerlein stammen, das von einem passionierten Raucher gegen Ende des 18. Jahrhunderts für die Nachwelt aufgeschrieben wurde:

«Edles Kraut, du stärkest mich,
Gibst mir Kraft und Leben,
Könnt' ich edler Toback dich
Nach Verdienst erhebn.
Himmel, schenke diesem Kraut
Sonnenschein und Regen,
Und dem Manne, der es baut,
lauter Glück und Segen!»

Schnupfen und Kauen

Der grösste Teil des vor 1800 konsumierten Tabaks dürfte hierzulande durch den Brand in der Pfeife in Rauch aufgegangen sein, aber im Zeitalter des Rokoko war insbesondere das Schnupfen in grosser Mode. Über den norditalienischen Klerus und die intensiven Kontakte mit Frankreich erreichte es bei uns gleichermaßen städtische und ländliche Kreise beiderlei Geschlechts. Der eine kompakte Masse bildende Schnupftabak wurde nach einem um 1690 in Strassburg eingeführten Verfahren mit einer Art Raffel, frz. «râpe à tabac», pulverisiert. Unbekannt ist, ob die Basler Damenwelt es auch so arg trieb wie die Mülhäuserinnen, von denen Pfarrer Jakob Konrad Grynäus am Ende des 17. Jahrhunderts klagte, dass sie sich dieses Geschäft sogar in der Kirche erlaubten. Zunächst trug man den Schnupftabak in kugelförmigen Fläschchen mit sich, dann kamen zunehmend hölzerne Dosen in Gebrauch. Nachdem der Papst 1724 sein Dekret gegen das Schnupfen aufhob, wurde der Gebrauch der Prise allgemein Mode. Hernach begann die aus wertvollsten Materialien hergestellten Tabakdosen zu einem beliebten Geschenk zu werden. Genannt seien etwa die Dose, welche Graf Cagliostro dem Bauherrn des Weissen Hauses, Jakob Sarasin, dezidierte und die zwei Tabatières, welche 1813 dem Bürgermeister Johann Heinrich Wieland von Kaiser Napoleon und vom Gegenspieler Kaiser Franz II. von Österreich mit den entsprechenden Porträts der Donatoren überreicht wurden. Als die grosse Zeit des Schnupfen bereits vorüber war, liess es sich die Stadt Basel nicht nehmen, den verdienten Offizieren der Trennungswirren in den frühen 1830er Jahren mit einer silbernen Tabakdose für ihre Treue und ihren Einsatz zu danken.

Die diskrete Art, Tabak zu konsumieren, ohne ihn zu rauchen, ist bis heute in der Schweiz nicht ganz verschwunden, und es sind sogar verschiedene Hochburgen der Schnupfkultur bekannt, wie der Raum Willisau (Austragungsort der 7. Schnupf-WM 1990) oder die Region Alt-dorf, wo es mit dem Rauchverbot in der Munitionsfabrik begründet wird. Heute, wo insgesamt weniger als ein Prozent der Tabakwelternte geschnupft wird, erlebt man aber nicht mehr, dass der Verwalter bei der Prüfung der Gemeinderechnung Schnupftabak bereit stellen muss, während des Gottesdienstes die Schnupftabakdose durch die Reihen gereicht wird oder der Pfarrer die Predigt unterbricht, um eine Prise zu nehmen.⁸

Eine bekannte Schnupftabakfabrik war bis vor wenigen Jahrzehnten die alteingesessene Firma Hugo im St.Alban-Tal, in deren Sortiment auch «Augentabak» zu finden war.⁹ Diese Bezeichnung kommt aus der Volksmedizin, wonach Schnupftabak gut für die Augen sei, sie stärke oder gar Augenleiden heile. Um besser sehen zu können, haben insbesondere Buchdrucker vor dem Setzen jeweils eine Prise Tabak genommen. Vom einstigen Schnupftabakboom profitierte früher auch die Stoffdruckindustrie in Mülhausen und im Glarnerland, welche ihre bunt gedruckten Schnupftüechli zumindest bei der ländlichen Kundschaft gut absetzen konnte.

Als eine Art des Tabakkonsums, der seine Anhänger praktisch ausschliesslich unter Arbeitern und Handwerkern hatte, galt das Tabakkauen, einem Auslaugen des Tabaks durch den Mundspeichel. Das schon im 17. Jhd. bei uns heimisch gewordene «Schigge» (von frz. «chiquer») schien stets eine Angelegenheit der Männerwelt zu sein und blieb immer mehr-



Tabakmörser zum Zerkleinern von Schnupftabak, Holz. Norditalien, um 1800
(Exponat in der Tabak-Ausstellung im Museum der Kulturen Basel; Foto: Peter Horner)

heitlich auf untere Schichten beschränkt: Bauernknechte, Waldarbeiter, Maurer, Straßenarbeiter, Armenhäusler. Gekaut hat man besonderen, oft aromatisierten Kautabak oder auch gewöhnlichen Tabak, gelegentlich «schiggte» man auch die in der Pfeife zurückgebliebenen Tabakreste. Einen Nutzen des Tabakkauens sah man wie folgt: Mittel gegen den Durst und gegen den Staub beim Dreschen, er konserviere die Zähne und lindere Zahnschmerzen, verhindere einen Leibbruch.

Schon um 1940 war das Tabakkauen nur noch bei älteren Männern gebräuchlich und so musste auch kein Lehrer mehr seinen Schülern das «Schigge» verbieten wie noch 1903!¹⁰ Der Ärger heutiger Lehrkräfte über das Kaugummikauen lässt grüßen...

Tabakpfeifen

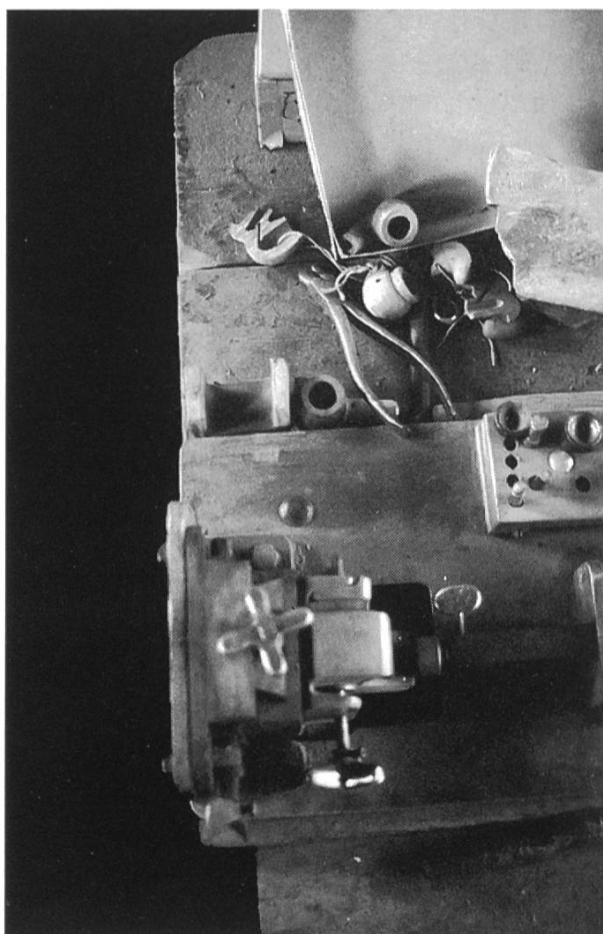
Unter allen in Europa gebräuchlichen Rauchgeräten hat die Tabakpfeife die grösste Tradition und sie ist, wie erwähnt, auch bei uns für Stadt und Land seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts belegt. Dass das «Tabaktrinken» bereits im 17. Jahrhundert auch entlegene Bergtäler erreicht hatte, belegt auch eine Tabakpfeife, die im Sommer 1997 auf Melchsee-Frutt von einem Basler Archäologen-Team der Uni Basel unter Leitung von Professor Werner Meyer und Jakob Obrecht in einer aufgelassenen Alpsiedlung geborgen wurde.

So wie heute noch ein teures Feuerzeug oder eine wertvolle Pfeife ein Geschenk sein kann und es im Rokoko die Schnupftabakdöschen waren, so kannte man auf dem Lande früher auch die Sitte, dass die Frau ihrem Mann eine besondere Pfeife schenkt. Aus den Erhebungen zum Schweizer Volkskunde-Atlas ist z. B. die Aussage überliefert: «*Wenn eine Frau mit dem Manne recht zufrieden war, so schenkte sie dem Manne eine solche*», nämlich eine Sonntags- oder Feierabendpfeife und das war in diesem Falle eine lange Pfeife mit Porzellankopf, die heute noch als Sinnbild sonntäglicher Ruhe und feiertäglicher Stille ist.¹¹ Geschenkt wurde aber auch in der Gegenrichtung: Im 18. Jahrhundert war die «Jungfern-pfeife» als Geschenk des Liebsten nicht selten und 1953 berichtete eine rauchende Bäuerin im vorarlbergischen Montafon, dass in ihrer Jugend auch Burschen dem Maiggi, bei dem sie «z’Hengert» gingen, eine Tabakpfeife zum Geschenk machten.

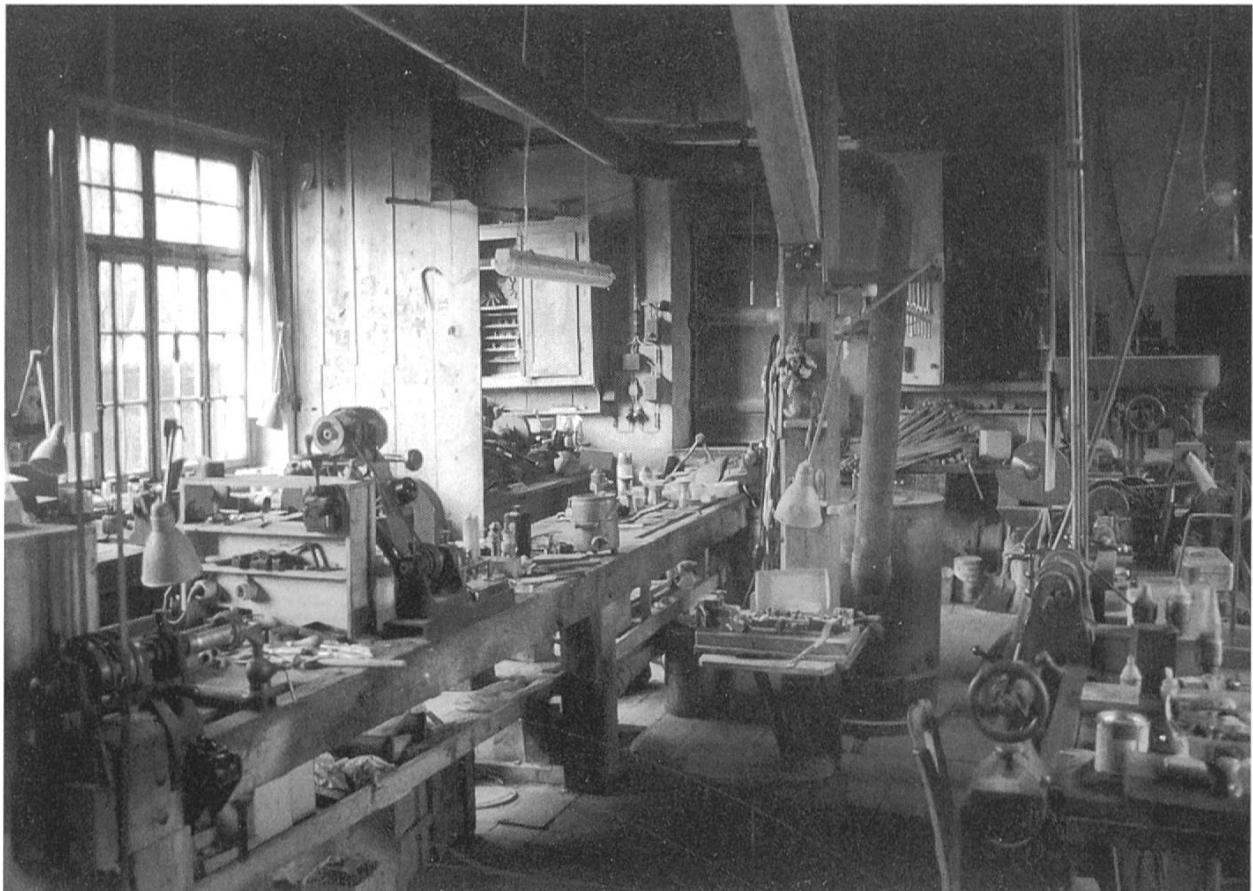
Neben den bis ins 19. Jh. verwendeten Tonpfeifen und den jüngeren Pfeifen aus Porzellan oder Meerschaum sind seit der

Zeit um 1800 auch Holzpfeifen gebräuchlich. In der Schweiz konnten um 1930 noch zahlreiche landschaftlich gebundene Pfeifenformen festgestellt werden.

Der Formenschatz¹² reichte vom «Lindauerli» des Appenzellers über die «Unerpfeife» der Innenschweizer und die Tirolerpfeife des Bündners bis zur «Pipe de Maîche» des Jurassiers und dem «Cul-de-fer» im Gruyérez Hirtengebiet. Auffallend ist, dass die meisten Schweizer Bauernpfeifen gebogene, hängende Pfeifen sind, die zudem oft mit einem Deckel versehen sind. Gekauft wurden die Pfeifen bei lokalen Pfeifendrechslern und auf den Jahrmarkten. So bekam das «Lindauerli» seine Bezeichnung von der Boden-



Pfeifemacher-Stillleben. (Foto: D. Wunderlin, 2000).



Im Atelier der Pfeifenfabrik Tschan in Kleinlützel ist die Zeit stehengeblieben. (Foto. D. Wunderlin, 2000)

seestadt, wo früher eine Pfeifenfabrik existiert hat. Wer sich näher mit den landschaftlich gebundenen Pfeifentypen befasst, macht die Feststellung, dass es früher vielerorts kleine Pfeifenhersteller gab, die den lokalen und regionalen Markt mit ihren Produkten versorgten.

Der einzige Ort in der Schweiz, wo das Pfeifenmacherhandwerk einen gewissen Stellenwert erlangte, ist die solothurnische Exklave Kleinlützel.¹³ Begründet wurde die Industrie um 1870 durch den Bauernsohn Josef Brunner, der sich in einem nahen Elsässerdorf und in der französischen Pfeifenmacherstadt Saint-Claude (südliche Franche-Comté) ausgebildet hatte. Sein Unternehmen, die Bru-Bu entwickelte sich zu einem grossen Betrieb, wovon noch heute die mar-

kante Liegenschaft am Dorfeingang zeugt. Sie diente nun während einiger Jahre als privates Seminar- und Tagungs- haus und steht derzeit (2000) wieder leer.

Das von Brunner nach Kleinlützel gebrachte Holzgewerbe ermutigte auch andere, in diesem Handwerk aktiv zu werden. So entstand 1892 die Pfeifenfabrik Tschan und noch 1941 die Stich AG gleich nebenan. Alle drei Betriebe verdienten ihr Geld neben der Pfeifenproduktion auch in der Spazierstockherstellung. Während Tschan in den siebziger Jahren die serienmässige Anfertigung einstellte und seither in der kleinen Fabrikhalle nur noch Einzelstücke anfertigt, hat die Stich AG im vergangenen Jahr immerhin noch 4500 Stück fabriziert, darunter viele Bauern- und Trachtenpfei-

fen. Die Holzpfeifen werden aus dem Wurzelwerk der im Mittelmeerraum wachsenden Baumheide (*Erica arborea*), gemeinhin *Bruyère* genannt, gedrechselt und entstehen in einem mehrstufigen Arbeitsprozess. Wer einen Blick in die alten Sortimentskataloge der Kleinlützler Pfeifmacher wirft, ist vom vielfältigen Angebot überrascht und erkennt, dass neben traditionellen Pfeifen auch moderne Formen produziert wurden. Da insgesamt die Nachfrage und ausländische Konkurrenz den Markt beherrscht, hat sich auch Stich nach anderen Holzprodukten umgesehen, die man in der Drechslerei herstellen kann: So kommen heute auch Pfeffermühlen, gedrechselseite Möbelteile, Brot- und Steakbretter und auch die kleinen Schlägel für die Basler Leckerly-Trommeln aus dem solothurnischen Kleinlützel.

Stumpen kommt von <bout>

Die Geschichte der verschiedenen Rauchmittel steht in engem Konnex zu Soldaten und Krieg. Wie schon erwähnt, wurde das Rauchen in Europa erst im Laufe des Dreissigjährigen Krieges populär. Für das Bekanntwerden von Zigarette und Zigarette ausserhalb der iberischen Halbinsel sind nun die napoleonischen Truppen zu nennen, welche diese Rauchmittel in Spanien kennlernten; so richtig Verbreitung fand die Zigarette dann allerdings erst nach dem Krimkrieg von 1853 bis 1856.

Kurz vor jener Zeit, wo «*die dicke Zigarette als ein nicht gerade sympathisches Sinnbild der Gründerzeit erscheint, einer schlecht verhüllten Selbstzufriedenheit, kurzum jener satten bourgeois Haltung, die nach nichts als dem Profit und dem Nutzen fragt*» (so der Schriftsteller



Maschinelle Herstellung von Stumpen bei Wuhrmann in Rheinfelden. (Foto: D. Wunderlin, 2000)

und Zigarrenraucher Hermann Burger), entstand in der Schweiz eine Zigarrenindustrie, die mit der Kreation des Stumpens eine eigenständige Entwicklung nahm.

Die Geschichte des Stumpens beginnt in der Westschweiz, in Vevey. In diesem Genferseestädtchen entschloss sich um 1850 ein Tabakfabrikant, die durch die Grösse der Tabakblätter bedingten zwanzig Zentimeter langen Rollen am Mundende nicht mehr in umständlicher Handarbeit zu verschliessen, sondern zu coupieren und als <bouts> in den Handel zu bringen. Da diese <bouts> den meisten Rauchern aber zu lang waren, wurden sie halbiert und als <bouts coupés> angebo-

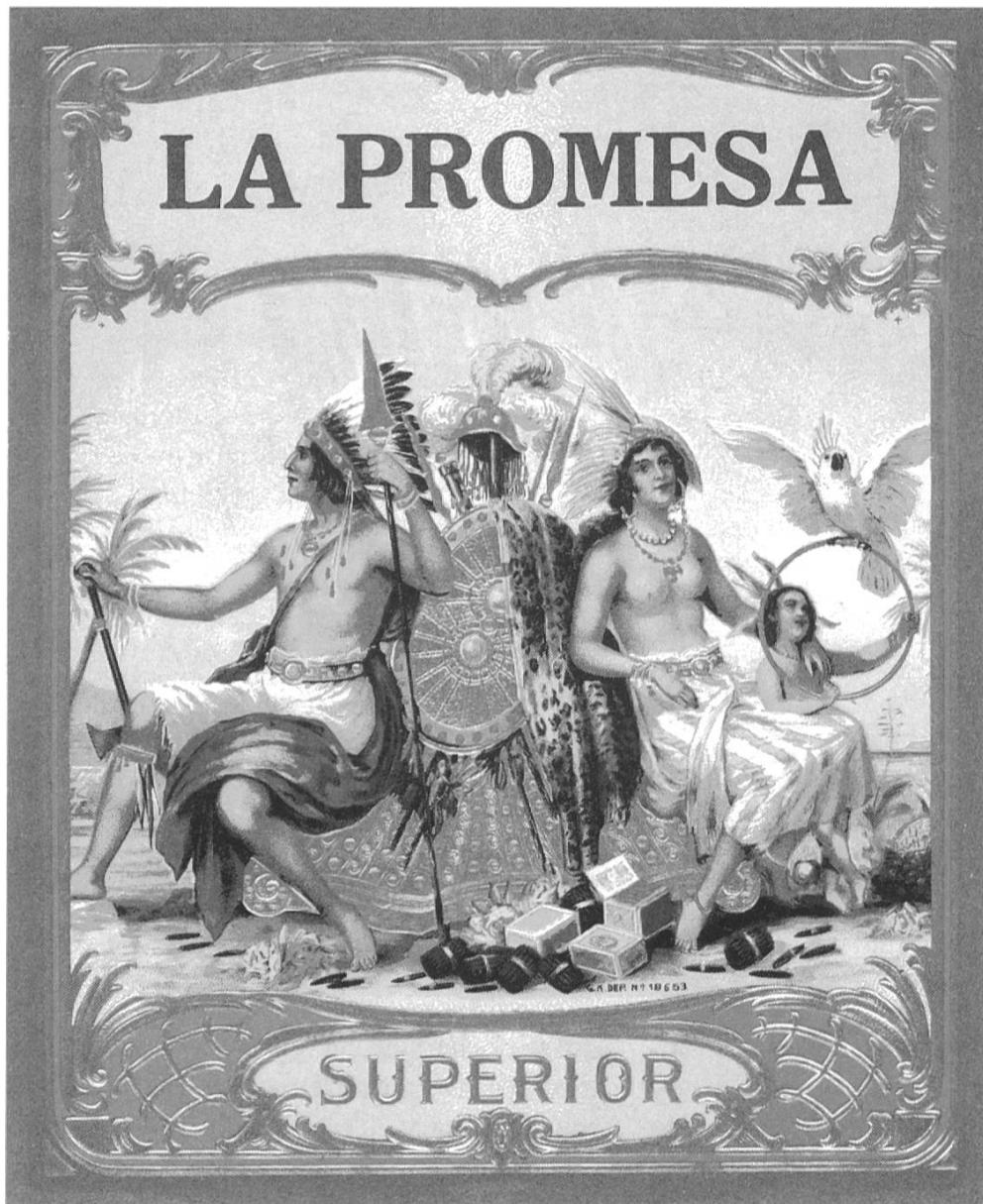


Arbeitsplatz einer Zigarrenrollerin bei Wuhrmann AG in Rheinfelden. (Foto: D. Wunderlin, 2000)

ten. In den Handel gelangten sie als Veveyans, Vevey fins, Vevey longs, Vevey courts oder als Grandson, wo die Firma S.A. Vautier frères & Cie. ebenfalls bereits um 1850 Kopfzigarren und Stumpen produzierte.

In der Deutschschweiz, wo die Rauchwarenindustrie vor allem im oberen Wynental und in Rheinfelden Fuß fasste, hissen die preisgünstigeren Zigarren in der abgeschnittenen Façon bald «Stumpen» – eine etwas altertümliche Übersetzung von «bout». Die teilweise mit einheimischem Tabak gefertigten Stumpen beschäftigten in der Deutsch- und Westschweiz viele Hände. Um 1884 dürften es etwa 7000 Personen gewesen sein. Zum grossen Zentrum der schweizerischen Produktion von Zigarren und Stumpen

entwickelte sich das obere Wynental, das deshalb auch den Beinamen «Stumpenland» bekam. Die Tabakindustrie entstand hier in Menziken und als ihr Gründer gilt Samuel Weber, der ab 1838 zunächst nur Pfeifentabak aus hergekarrtem «Murtechabis» verarbeitete.¹⁴ Später kamen Kopfzigarren hinzu. Da zu jener Zeit die Baumwollindustrie im Niedergang begriffen war, begannen rasch auch andere unternehmerische Männer im Wynental und bald auch im benachbarten Seetal in die Tabakverarbeitung einzusteigen. Der Höhepunkt war 1911 erreicht, als in 68 Fabriken nicht weniger als 3204 Arbeitskräfte, davon 2 Drittel Frauen beschäftigt waren. Nicht unbedeutend war zeitweise auch der Anteil an Heimarbeiterinnen. Im Aargau sind nach einer langen Phase der Übernahmen und



Etikette von
Zigarrenkiste einer
Fabrik im
aargauischen
«Stumpenland».
(spätes 19. Jh.)

Fusionen (1970–1990) die Firmen Villiger und Burger Söhne als jene Unternehmen übrig geblieben, die auch europaweit im Zigarren- und Stumpenmarkt in der Spitzengruppe anzutreffen sind. Diese Stellung darf aber nicht darüber hinweg täuschen, dass die Raucher des klassischen Stumpens schwinden. Einem der einst populärsten Attribute schweizerischer Männlichkeit sind auch – trotz einer gelegentlichen stumpenrauchenden Bundesrat Kaspar Villiger – die Vorbilder abhanden gekommen und durch die Werbung wurde der Stumpen zum

Rauchzeug des biederer «Büezers», des Kleingartenbesitzers und der ländlichen Bevölkerung. Dem Vernehmen nach nicht nur diesen Schichten entstammen allerdings Freunde des «Wuhrmann-Stumpens», der von der deutschsprachigen Zeitschrift «Cigar» als der beste aller Stumpen bezeichnet wurde. Er wird in der letzten von ehemals sieben Rheinfelder Tabakmanufakturen, der A.Wuhrmann & Cie. (gegr. 1876) aus 100 Prozent Tabak hergestellt und das heisst, dass hier nichts eingefärbt oder eingemehlt wird und im Gegensatz zu anderen

Schweizer Stumpen auch das Umblatt aus reinem Tabak ist.¹⁵ An dieser Stelle sei auch erwähnt, dass um 1900 auch in Läufelfingen Stumpen hergestellt wurden: Die ‹Läufelfinger Bouts› entstanden in der Fabrik von Friedrich Balz beim Bahnhof. Der als Wohltäter im Dorf beliebt gewesene Fabrikant führte das Gebäude allerdings um 1910 einer neuen Nutzung zu: Es diente fortan als Filialbetrieb der Zuckermühle Rapperswil.¹⁶ Der Läufelfinger Betrieb verarbeitete natürlich auch einheimischen Tabak, denn im bescheidenen Umfange und nicht zuletzt für den Eigenbedarf wurde der Anbau seit dem späten 17. Jh. stets weiter betrieben. 1885 wurde sogar ein basellandschaftlicher Tabakbauverein gegründet.¹⁷ Das ‹Bändelisterben› nach dem 1. Weltkrieg veranlasste den Autor eines Gutachtens zur Verbesserung der Existenzverhältnisse der Baselbieter Posamenterbauern, die Anlage von Tabakkulturen zu empfehlen; erste Versuche in der landwirtschaftlichen Schule, die damals noch in Liestal ansässig war, machte im Sommer 1927 Anbauversuche, dessen Ergebnis «bei Fachleuten keine Zweifel aufkommen lässt, dass die natürlichen Grundlagen für den Tabakbau im Baselbiet durchaus günstig sind».¹⁸ Kriegsbedingt stieg der Tabakbau im Baselbiet auf 4 ha im Jahre 1945.¹⁹ Das war am Ende jener Jahre, wo mancher Schweizer Soldat Stumpen in der Patronentasche mitführte und auf Grenzpatrouillen manchmal einer über den bewachten Zaun angerufen wurde: «He Kamerad, hast Du mir nicht einen Schweizer Stumpen?»²⁰

Zigaretten für den schnellen Genuss

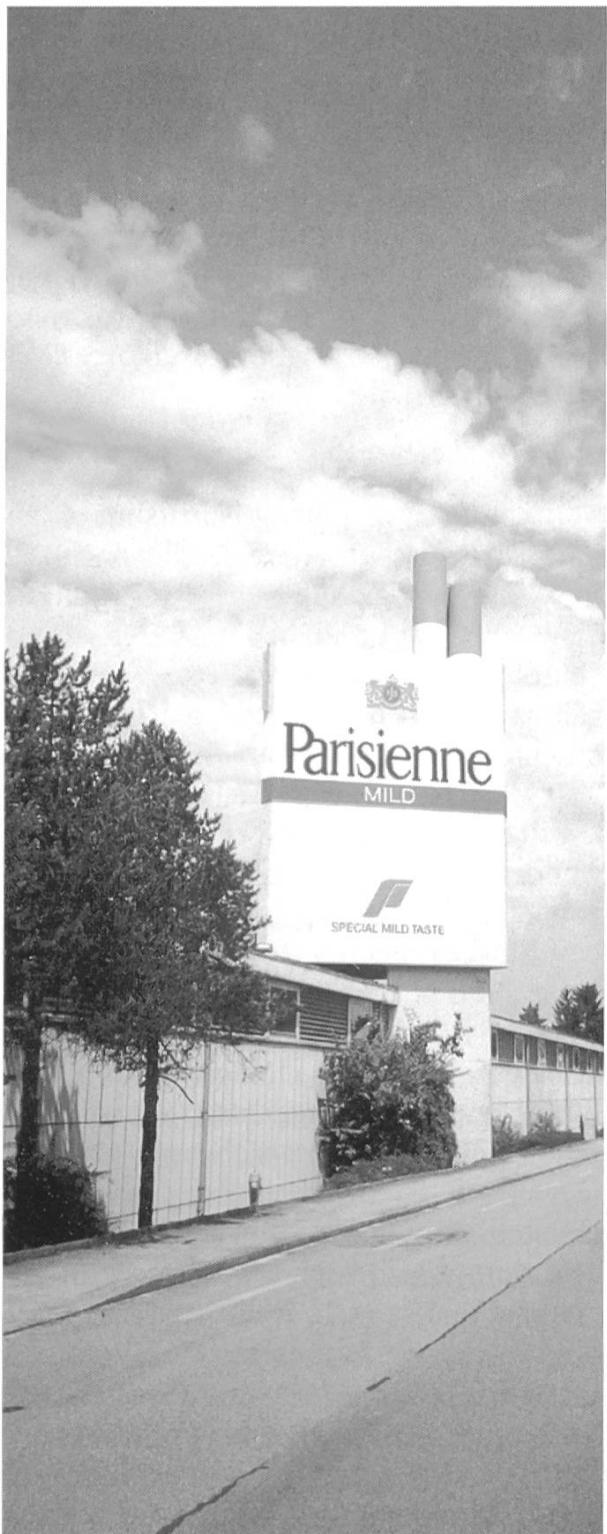
Etwa zu jener Zeit, als in der Schweiz die Stumpenfabrikation in Fahrt kam, tauchte ein neues Rauchmittel auf, die Zigarette.

Populär wurde sie durch die Soldaten des Krimkrieges und fand um 1860 den Weg in die Schweiz, wo man die ersten Konsumenten des schnellebigen Rauchvergnügens unter den Touristen und in den Städten antraf. Ab den 1870er Jahren entfaltete sich eine zunächst noch bescheidene Inlandproduktion. Im schweizerischen Handelsregister war Ende 1884 lediglich eine Zigarettenfabrik eingetragen und eine Zigarettenhandlung, während bei den Zigarren 126 in der Fabrikation, 390 Handlungen (en gros und en détail) und 5 Importgeschäfte tätig waren.

Mit der 1895 lancierten «Parisienne» aus Maryland-Tabak gelang Burrus im jurassischen Boncourt erstmals die nachhaltige Einführung einer Schweizer Zigarettenmarke; zusammen mit der 1967 eingeführten Leichtzigarette «Select» gehört sie noch heute zu den meist ge rauchten Schweizer Marken.²¹

Die 1818 aus dem Nord-Elsass eingewanderte Familie Burrus betätigte sich zunächst als Tabakpflanzer. Doch 1856 beschloss François Joseph Burrus die Aufnahme der Produktion von Pfeifentabak. Im Laufe der Zeit entwickelte sich der Betrieb von der kleinen Tabakmanufaktur zum bedeutendsten schweizerischen Zigarettenunternehmen, das im Gegensatz zu allen anderen wichtigen Herstellern bis in die jüngste Vergangenheit ohne ausländische Kapitalbeteiligungen und zudem ein Familienunternehmen blieb. Dies änderte sich 1996, als der viertgrösste Tabakkonzern der Welt, die von einer südafrikanischen Familie kontrollierte Rothmans International, die jurassische Firma aufkaufte und diese wiederum Anfang 1999 mit der British American Tobacco (BAT), dem nach Philip Morris (Marlboro, Muratti) zweit-

grössten Zigarettenmulti der Welt), fusionierte. Heute werden nur noch an drei Schweizer Standorten Zigaretten herge-



Eine unübersehbare Zigarettenwerbung am Dorfeingang von Boncourt JU. (Foto: D. Wunderlin, 1999)

stellt, nämlich in Dagmersellen (Reynolds, u.a. Camel), in Neuenburg (Philip Morris) und in Boncourt. Dort werden für den Inlandbedarf und für den Export (vor allem nach Belgien, Luxemburg, nach Osteuropa, Afrika und Asien) die Zigaretten an modernsten, computergesteuerten Maschinen produziert, welche eine Leistung von 9000 Stück/Minute haben.

Nicht einen derartigen Ausstoss hatte mit Sicherheit die im April 1945 gegründete Madehn AG Arlesheim/Münchenstein, die um 1965 21 Personen ausschliesslich die «North Pole» in Lizenz herstellte. Sie gehörte aber bereits 1957 zur Gruppe «Fabriques de Tabac Réunies SA», welcher es in jenem Jahr als erste europäische Firma gelang, einen Lizenzvertrag zur Herstellung einer amerikanischen Zigarette zu unterzeichnen. Dies ist notabene die Stunde Null für die Schweizer «Marlboro» und für den Einstieg von Philip Morris in unserem Land.²²

Die Schweiz, wo sich der Weltsitz von Reynolds und das europäische Hauptquartier von Philip Morris befinden und letztere ein Forschungslabor unterhält, gilt als wichtiger Testmarkt: Hier wurden die als extra leicht deklarierte «Barclay» erstmals ausserhalb den USA getestet und die Ultra-Light-Version wurde sogar hier entwickelt.

Waren noch Anfang 20. Jh. die Orientzigaretten gross gefragt und hatten die aus inländischen Tabaken gefertigten und billigen Zigaretten einen satten Marktanteil, so änderte sich dies nach dem 2. Weltkrieg: Die Nachfrage nach den blonden «American Blend»-Zigaretten wuchs unaufhaltsam. Hatten z.B. 1975 die einheimischen Tabake noch einen Anteil von 40 Prozent bei den Schweizer Zigaretten, so machten die «blonden



Zwei Blechschachteln für Schweizer Orient-Zigaretten, 1920er Jahre.
(Exponate in der Tabak-Ausstellung im Museum der Kulturen Basel;
Foto: Peter Horner)

Amerikaner» bereits 51 Prozent aus; 1997 betrug das Verhältnis 11,3% zu 85%.

Der amerikanische Geschmacksimperialismus hat zur Folge, dass die inländischen Tabake, welche von der schweizerischen Tabakindustrie übernommen werden müssen, weitestgehend nur noch beigemischt werden können. Mit anderen Worten: Auch die typischen Schweizer Zigarettenmarken enthalten zunehmend American Blend-Tabak.

Längst verändert hat sich auch das Rauchverhalten. Konnte in der volkskundlichen Umfrage um 1940 noch oft die Aussage notiert werden, dass das Zigarettenrauchen vor allem unter jüngeren Leuten und unter Arbeitern gebräuchlich sei, dass die Bauern dem Zigarettenrauchen ablehnend gegenüber stünden und dass die Zigarette zum Sonntagsvergnü-

gen gehöre²³ (und somit eine Zigarettenlänge noch nicht als informelle Zeiteinheit galt!), so können heute keine sozialen Unterschiede mehr ausgemacht werden. Zigarettenraucher ist heute laut Statistik jeder Dritte und der jährliche Pro-Kopf-Konsum ist mit annähernd 3000 Stück ein europäischer Spitzenwert. Mit einem Anteil von 98,6% Filterzigaretten liegt die Schweiz ebenfalls an der Spitze, und dass zwei Drittel der gerauchten Zigaretten von leichten Marken stammen, ist für den Präventivmediziner ein schwacher Trost.

Nichtraucher-Kampagnen und Sucht-Prophylaxe

Als Folge von wissenschaftlichen Untersuchungen, welche die gesundheitlichen und volkswirtschaftlichen Schäden des

Tabakkonsums nachwiesen, werden auch hierzulande seit langem Nichtraucher-Kampagnen lanciert und das Rauchen bekämpft. So erscheint seit Oktober 1978 der obligatorische Warnaufdruck auf allen Raucherwaren des Bundesamtes für Gesundheitswesen und 1984 führt Basel als erster Schweizer Kanton eine Suchtprophylaxe an den Basler Schulen ein. Seit Mitte der achtziger Jahre ist das Rau-chen in den Postbüros und Telefonkabi-nen unerwünscht. Auch die Zahl der Nichtrauchertische in den Gaststätten nimmt laufend zu und ist bei der Restau-rantkette «Mövenpick» schon seit 1978 üblich. Um auch den Rauchern den ge-wünschten Umstieg auf den öffentlichen Verkehr zu erleichtern, verzichtete aller-dings 1987 der Bundesrat auf ein generel-les Rauchverbot in den Nahverkehrszü-gen und befürwortete lediglich eine Reduktion der Raucherplätze auf 30 Pro-zent. Eine Niederlage erlitten auch mili-tante Suchtmittelgegner, als 1993 das Schweizer Stimmvolk die Zwillings-initiative verwarf, die ein totales Werbe-verbot für Raucherwaren und alkoholi-sche Getränke gefordert hatte.

Ohne ein wirklich schmerzliches Werbe-verbot, das seit jeher bei Radio und TV gilt, konnte denn auch 1998 die Schwei-zer Zigarettenindustrie für Werbung und Promotion rund 80 Millionen Franken in-vestieren, wovon etwa 20 Millionen ins sogenannte «Event-Marketing» (Sport-veranstaltungen, Musikfestivals, Open-air-Kinos) flossen. Für die Prävention standen dagegen nur 5 Millionen aus pri-vaten und öffentlichen Mitteln zur Verfü-gung.

Seit langem stehen die staatlichen Ent-scheidungsträger in einem heiklen Span-nungsfeld. Einerseits muss den Bundes-behörden die Prävention am Herzen

liegen, anderseits flossen ihnen allein 1998 aus der Tabakbesteuerung 1,444 Milliarden Franken in die Sozialwerke AHV und IV. (Übrigens dachte man um 1890 an die Einführung eines Tabakmo-nopols, um damit die obligatorische Kranken- und Unfallversicherung zu fi-nanzieren!) Und drittens verpflichtet sich der Bund zur Begleichung der Differenz zwischen den Produktionskosten für in-ländische Tabak und dem Preis für Im-portware. Obwohl es derzeit nur noch etwa 400 Tabakbauern (vorwiegend im Seeland/Broyetal und im aargauisch-lu-zernischen Mittelland) gibt, die auf gut 700 Hektaren vorwiegend Burley und Virginia pflanzen (Höchststand: 1946 mit 1450 ha), erreichen die Ausgleichszah-lungen jährlich einen zweistelligen Mil-lionenbetrag.²⁴

Wie 1998 bekannt wurde, haben die bis-herigen Massnahmen zur Tabakpräven-tion nicht die erwünschte Wirkung er-zielt. Insbesondere hat der Nikotinkon-sum bei Jugendlichen in der Schweiz zwischen 1992 und 1997 um 70 Prozent zugenommen. Den Präventivmedizinern besonders aufgefallen ist die deutlich höhere Zunahme bei den jungen Frauen, was als eine Konsequenz der Emanzipa-tion (Angleichung der Geschlechterrol-len) interpretiert wird.

In puncto «Rauchverzehr» standen aller-dings die Schweizer Frauen schon früh den Männern keineswegs nach. Aus Ge-richtsakten und Mandaten ab der Mitte des 17. Jhdts. geht hervor, dass das «all-gemeine TabakReuken auch under die Weiber und Töchter eingerissen» hat, wie ein bernisches Landpfarrer 1673 klagte. Noch um 1940 geht den Erhebung zum Atlas der Schweizer Volkskunde hervor, dass im ganzen Schweizer Alpenraum pfeifenrauchende Frauen anzutreffen wa-



Der Anteil der Zigarettenraucherinnen ist noch immer in Zunahme begriffen.

(Inszenierung in der Tabak-Ausstellung im Museum der Kulturen Basel; Foto: Peter Horner).

ren, die bei schweren körperlichen Arbeiten oft auch Männerhosen trugen.²⁵

Zu jener Zeit war allerdings die weibliche Rauchsitte klar im Wandel begriffen: Die Pfeifendraucherinnen gehörten allesamt einer älteren Generation an, während die damals auch schon im ländlichen und kleinstädtischen Milieu zu beobachtenden Zigarettenraucherinnen mehrheitlich junge Frauen waren. Ihr noch nicht durch

die Tradition sanktionierte Tun stiess allerdings damals noch nicht durchwegs auf Akzeptanz, wurde sogar als überspannt und abnormal taxiert.

Heute dagegen wird das Rauchen von Pfeife oder Zigarre als unweiblich, zumindest als exzentrisch beurteilt, während der Zigarette geradezu der Beigeschmack des Femininen anhaftet, wie uns die Werbung und auch manche Namen von Zigaretten (Arlette, Mary Long, Aida, Diana, Rositas, Gitane) einreden. Die schon in den vierziger Jahren in den USA eingeführte King-Size-Zigarette war übrigens primär für die Zigarettenraucherin kreiert worden.

Wie aus diesem Beitrag deutlich hervorgeht, trägt die Geschichte des Tabaks in der Schweiz durchaus eigene Züge. Zwar ist die Entwicklung des Rauchzeugs von der Pfeife über die Zigarre zur Zigarette in anderen mitteleuropäischen Ländern analog erfolgt, doch Besonderheiten wie die Herausbildung landschaftlich gebundener Pfeifen, die pfeifendrauchenden Frauen²⁶ Der ländliche Schnupfkonsum, die Entwicklung des Stumpens, die führende Stellung im Zigarrenmarkt und einige bemerkenswerte Fakten zur Zigarette lohnen einen Blick auf die bald 450 Jahre alte Beziehung unseres Landes zu diesem Wunderkraut, das auch hierzulande als einer der bestverkauften Konsumartikel gilt.

Anmerkungen:

¹ Die nachfolgenden Ausführungen folgen grösstenteils einem Vortrag, den der Autor im Rahmen der Ausstellung «Starker Tobak, Ein Wunderkraut erobert die Welt» im Museum der Kulturen Basel gehalten hat. Für die dazu erschienene, reich illustrierte Begleitpublikation hat er auch einen Beitrag zur schweizerischen Tabakgeschichte geschrieben.

² Diese Angaben folgen: Günther Stahl, Die Einführung des Tabaks und der Zigarre in Europa, in: Schweiz. Archiv für Volkskunde (SAVk) 27, 1926, S.145ff.

- ³ Zitiert nach E.A. Gessler, Eine Beschreibung der Zigarre von 1579, in: SAVk 24, 1923, 114f.; vgl. dazu auch die Angaben zur Urheberschaft bei Stahl (wie Anm. 2).
- ⁴ Ribbert Margarete, Tonpfeiferaucher in Basel, Bilder zur Kulturgeschichte in: Schmaedecke, 67ff.
- ⁵ Schmaedecke Michael, Zum Gebrauch von Tonpfeifen in der Schweiz, in: Schmaedecke, 51ff.
- ⁶ Die nachfolgend erscheinenden Belege zu Basel entnahmen wir, wenn nicht anders vermerkt, aus: Kölner Paul, Basel und der Tabak, in: Basler Jahrbuch 1920, 253ff.
- ⁷ Loth, Gran und Scrupel sind alte Apothekergewichte. 1 Scrupel = 20 Gran = 1,25 Gramm.
- ⁸ Atlas der Schweizer Volkskunde (ASV), Teil 1, Kommentar, S. 271ff.
- ⁹ Neeff Otto, Gedenkschrift 150 Jahre Tabak Hugo. (Basel 1927).
- ¹⁰ ASV, Teil I, Kommentar, S. 267ff.
- ¹¹ ASV, Teil I, Kommentar, S. 255.
- ¹² Zu den Pfeifenformen und ihrer Verbreitung vgl. ASV, Teil I, Kommentar, S. 254ff.
- ¹³ Banholzer Max, Die Pfeifenfabrikation in Kleinlützel, in: Jurablätter 44, 1982, S. 41ff. – Bolliger H., Der Pfeifendrechsler. Ms. Basel 1973. – Eigene Erhebungen.
- ¹⁴ Obrist Karl.
- ¹⁵ Nach Angaben der Firma.
- ¹⁶ Basellandschaftliche Zeitung (Hg.), Die 74 Gemeinden des Baselbiets. Liestal 1959, S.143.
- ¹⁷ Furrer, Volkswirtschaftslexikon, 1888 s.v. «Tabak».
- ¹⁸ Vorschläge zur Verbesserung der Existenzverhältnisse der Posamenterbauern im Kt. Baselland, Gutachten erstattet von der Schweizerischen Vereinigung für Innenkolonisation und industrielle Landwirtschaft in Verbindung mit der Expertenkommission betreffend die Neugestaltung der Bauernbetriebe der Posamente im Kt. Baselland. Zürich 1928, S. 58f. (Verfasser ist dem Vernehmen nach Ing. agr. Hans Nebiker)
- ¹⁹ Huber E., Die Bedeutung der Landwirtschaft, in: Basellandschaftliche Kantonalbank (Hg.), Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Kantons Basel-Landschaft. Liestal 1964, S.72.
- ²⁰ Den Stumpen «Rio 6» lancierte Villiger Anfang der 1940er Jahre: Die kurze Packung passte genau auf das Format der Patronentasche, was den Erfolg dieser Sorte sehr begünstigte.
- ²¹ Marktanteile 1999: Parisienne 10,6%, Select 6,6%. Zum Vergleich: Die am meisten gerauchte Zigarette in der Schweiz ist Marlboro mit 26,6%. (Quelle: Der Tabak in der Schweiz 1999. Ausgabe Februar 2000).
- ²² Jäggi Emil, S.43, 80f.
- ²³ ASV Teil I, Kommentar, S. 265f, 279ff.
- ²⁴ Ravaioli Domenico, Blauer Dunst aus Schweizer Feldern, in: Die Grüne Heft 34/1998, S. 22–23.
- ²⁵ ASV Teil I, Kommentar, S. 277f.

Verwendete Literatur

- AA.VV., Histoire du tabac et de ses usages. Ausstellungskatalog Musée – Galerie de la SEITA. Paris 1992.
- AA.VV., La Râpe à tabac. (Ausstellungskatalog). Saint-Omer 1984.
- Ahrndt Wiebke, Starker Tobak. Ein Wunderkraut erobert die Welt. Ausstellungskatalog, Museum der Kulturen. Basel 2000.
- Atlas der schweizerischen Volkskunde. Basel 1950 ff.
- Banholzer Max, Die Pfeifenfabrikation in Kleinlützel, in: Jurablätter 44, 1982, S. 41ff..
- Bühler Kristin, Zur Geschichte des Tabaks, in: Ciba Zeitschrift 10, 1949, S. 4278ff.
- Burger Hermann u.a., Rauchzeichen, 1888 Villiger 1988. [Pfeffikon] 1988.
- Jäggi Emil, Die schweizerische Zigarettenindustrie. Untersuchung und Darstellung,

unter besonderer Berücksichtigung der Zeit zwischen 1945 und 1965. Dissertation.
Zürich 1968.

Precht Kai/Baumgartner Hansjakob, Tabak, Gewohnheiten Konsequenzen. St. Gallen/
Berlin / São Paolo 1993.

Kölner Paul, Basel und der Tabak, in: Basler Jahrbuch 1920, 253ff.

Kropf R., Die schweizerische Zigarettenindustrie. Dissertation. Affoltern am Albis
1938.

Noeff Otto, Gedenkschrift 150 Jahre Tabak Hugo. Basel 1927.

Obrist Karl, Die Tabakindustrie im Wynen- und Seetal. O.O. o.J. (ca. 1950).

Rusch-Hälg Carl, Vom Rauchen in Appenzell und den dabei notwendigen Gerät-
schaften, in: Innerrhoder Geschichtsfreund 28, 1984, 40ff.

Schmaedecke Michael (Hg.), Tonpfeifen in der Schweiz. Beiträge zum Kolloquium
über Tabakpfeifen aus Ton in Liestal am 26. März 1998. Liestal 1999 (Reihe: Archäo-
logie und Museum 40).

Schivelbusch Wolfgang, Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. München/
Wien 2.A. 1981.

Stahl Günther, Die Einführung des Tabaks und der Zigarre in Europa, in: Schweiz. Ar-
chiv für Volkskunde 27, 1926, S.145ff..

Wunderlin Dominik, Helvetische Rauchzeichen, in: Ahrndt Wiebke (s.o.), S. 28ff.

Ziegler Jacob, Tabac, Von dem gar heilsamen Wundtkraut/Nicotiana, oder Beinwelle,
Welchs Gott/der Herr der Artzney und Kranckheiten/vor etlich Jahren/zur nutz viler
Krancknen/auch in unsern Landen sehen lassen. Zürich 1616.

*Die grosse Sonderausstellung «Starker Tobak. Ein Wunderkraut erobert die Welt» ist
bis zum 10. September 2000 zu sehen im Museum der Kulturen, Augustinergasse 2,
Basel.*

Andreas Obrecht

Vom Rebbau im Leimental

Mit dem Rebbau ist im hinteren Leimen-
tal in den letzten Jahren eine Tradition
wieder aufgeflammt, die fast vergessen
gegläubt war. Der eigene Wein gehörte
bis vor etwas mehr als hundert Jahren in
jedes Bauernhaus der Dörfer am Blauen,
und die Arbeit in den Reben gehörte zu
den wichtigen Tätigkeiten der Bauern.
Die meisten der heutigen Rebbauern aus

dem nördlichsten Teil des Kantons Solo-
thurn wollen solches sicherlich nicht be-
haupten; nur ganz wenige verfolgen mit
ihrer Arbeit kommerzielle Zwecke, son-
dern frönen einer sinnreichen Freizeitbe-
schäftigung, die sich mit fröhlichen Ge-
selligkeit, aber auch einer gesunden
Konkurrenz paart.